

Die Weltverbesserer

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und Kinder, oder ganze befreundete Talschaften, zu denen es ihn allsommerlich wieder hinzog. Besonders schön schilbert er den Aufstieg zur Warte von Dpcina bei Triest.



Im Dom von Pienza.

„Allmählich steigt die Straße an zu einer Terrasse mit dem weithin sichtbaren Obelisk. Die Schritte verdoppeln und verdreifachen sich dem ersehnten Unbekannten entgegen. Endlich: Ein kurzer Ruf des Entzückens, dann langes, tiefes Schweigen und Schauen. Für mich bricht der schönste Augenblick der Reise an. Durch die weitgeöffneten Augen meiner Begleiter zieht etwas Neues, Fremdes und Wunderbares ein, als bleibender Besitz, die Offenbarung einer ungeahnten Schönheit

Oft habe ich die Aussichtswarte von Dpcina aufgesucht; im Morgenlicht, wenn die See dalag wie eine unbegrenzte Fläche hellgrauen Silbers, abends, wenn die scheidende Sonne Feuerstraßen über die Flut zog, und nachts, wenn in der Tiefe die Lichter Triests schimmerten, wie ein Spiegelbild des gestirnten Himmels, wenn rote und grüne Feuer-signale aufblitzten und der ferne Stern des Leuchtturms von Punta Salvatore weithin seine Strahlen warf.

Und noch einmal sei hingewiesen auf den Humor, der fast Seite für Seite heimlich blüht wie halbverborgene Wasser im Sonnenlichte blühen, um dann plötzlich in hellen Flammen aufzuflackern.

„Nun darf ich nicht verschweigen, daß Dpcina meinen Studenten nicht nur ideelle Anziehung bot. Mitten im langgestreckten Dorf lag ein kleines Gasthaus“

„Die Karstluft steigert Hunger und Durst, so daß Berge von Risotto und Maffaroni sich ebneten und Flüsse blindenden Weins versiegen. In Dpcina gibt es drei Sorten Wein: weißen, roten und schwarzen. Der wie Weiden duftende Bianco, so fanden meine Studenten, sei da, um die Kehle zu leken, den ernsthaften Rosso müsse man dem alten Herrn, dem Professor, überlassen, und der tintenschwarze Nero eigne sich vortrefflich zum Postkarten schreiben . . .“

So ist Schöffes Buch unerschöpflich an Schönem und Interessantem, und man mag sich streiten, welches der sechs Kapitel den andern vorzuziehen sei. „Du mein Oesterreich“, „Auf dem Karst und in seinen Höhlen“, „In den Lagunen des Fionzo“, „An der Küste von Istrien“, „Herbst“, „Ein erfüllter Traum“, so lauten die verheißungsvollen Ueberschriften, und die letzte zeigt uns Stambul, die Mutter der Welt, die Pforte der Glückseligkeit“, wie die Türken sie begrüßen.

Alles in allem: Ein Sonntagsbuch für solche, die das Schöne gern mit Lehrreichem gemischt genießen. A. F.

Die Weltverbesserer.*)

„ . . . Man nennt uns Weltverbesserer und wir wollen es sein. Ja, die Welt wollen wir verbessern, weil wir der Ueberzeugung sind, daß all die Filigranarbeit, die der einzelne am eigenen Herzen vollbringen mag, schließlich einer vergeblichen Liebesmüh gleichkommt, wenn die Sturmflut höher und höher steigt, und alle Feinheit, allen Schmuck und alle Politur der Privatsittlichkeit bedroht.

Und noch einmal, die Welt wollen wir verbessern, weil wir wissen, daß sie sich eher verbessern läßt, als der oft so widerborstige Einzelmensch. Man hat uns bald zwei Jahrtausende gepredigt, daß wir bei den Herzenssünden beginnen müßten, um dann langsam durch die Familienfehler hindurch auf die Volkslasten zu kommen. Nun gehen wir einmal den umgekehrten Weg. Was hilft es dem frömmsten Gottsucher, wenn er sich zu einem Urbild aller Tugenden ausgestaltet und er wird nachher genötigt, dem sogenannten Landesfeinde das Bajonett in den Leib zu stoßen? Muß dabei nicht alles Christentum als der helle Hohn erscheinen? Wohl mag es richtig sein, daß man, um eine soziale Reform durchzuführen, die soziale Gesinnung

*) Aus „Weltverbesserer und Weltverderber“. Eine Sammlung von Kriegsaufsätzen von D. Unfried, Vizepräsident der deutschen Friedensgesellschaft. Verlag Art. Institut Drell Hüfli, Zürich. Fr. 2.—. Der Verfasser, ein bekannter deutscher Kanzleiredner und Friedensfreund, spricht in diesen Aufsätzen eine tapfere und entschiedene Sprache gegen den Imperialismus und Militarismus unserer Tage. Und zwar richtet sich — und das ist eben das Verdienstvolle und Wohlthuende an seinem Büchlein — seine Kritik nicht nur gegen den Militarismus und Imperialismus der „Andern“, sondern in erster Linie gegen den der Alldeutschen selbst und dann gegen die pessimistische Macht-vor-Recht-Weltanschauung überhaupt, der er einen aus glücklicher Menschenliebe stammenden Optimismus entgegenhält. Das Büchlein ist höchst lesenswert; es sei unsern Lesern warm empfohlen. (Die Red.)

voraussetzen muß. Aber um sozial gesinnt zu sein, muß der Mensch nicht notwendig die verkörperte Tugendhaftigkeit in sich darstellen, es genügt, einzusehen, daß man unter der Herrschaft der Desorganisation, die unsrer Zeit das Gepräge gegeben hat, samt all seinem leiblichen und geistigen Reichtum verdirbt und daß man des Lebens erst wieder froh werden kann, wenn man es versteht, sich in die Organisation, die werden soll, einzufügen.

So sei's denn mit aller Freudigkeit verkündet, das Evangelium der Befreiung von der Gewalt sozialer Unterdrückung und kriegerischer Unterjochung. Es muß eine Zeit kommen, wo die soziale Frage gelöst wird auf dem Wege der Organisation der Berufsstände, des neuen Grundeigentumsrechtes und einer vernünftigen Preisregulierung. Die Völker müssen nur einmal verstehen lernen, welche durchgreifende Hilfe in diesen Vorschlägen liegt, und es ist nicht einzusehen, warum sie sich nicht für die soziale Reform ins Zeug legen sollten bis zu ihrer Durchführung. Sind die Berufsstände tatsächlich organisiert, in der Weise, daß es keinen Arbeiter mehr gibt, der nicht einer Gewerkschaft angehört und ihren Gesetzen unterworfen ist, so werden die Genossen eben damit das sichere Dasein von Beamten genießen, das sie vor Heimatlosigkeit und Brotlosigkeit schützen wird. Ist das neue Grundeigentumsrecht unter Korrektur des Hypothekarwesens anerkannt, so wird es keine zum Zwangsverkauf kommenden Güter mehr geben, aber auch keine brachliegenden oder mit übermäßigen Herrschaftsrechten ausgestatteten Latifundien, sondern nur noch ertragsfähige und wohlbestellte Rentengüter, die als Existenzgrundlage der bäuerlichen Bevölkerung unveräußerlich sein müßten.

Die Preisregulierung aber, die von den Berufsgenossenschaften selbst vorgenommen werden und von dem Suchen nach dem billigsten oder, wie man es in alter Zeit nannte,

nach dem gerechten Preis geleitet sein wird, muß zu einer allgemeinen Verbilligung der Lebenshaltung führen. So wird das Leben in den Grenzen des geliebten Heimatlandes sich erst recht lebenswert gestalten und der Alpdruck des Sorgengeistes, der heute noch sich lähmend auf alle Daseinsfreude und Unternehmungslust legt, wird von uns genommen werden.

Aber noch kann die Welt nicht zur Ruhe kommen, solange die ständige Kriegsgefahr über ihr schwebt und damit die Sicherheit jedes Einzellebens und jedes Familienglücks bedroht ist. Gegen diese furchtbare Gefahr ist mit keiner noch so gewaltigen Kriegsrüstung, wohl aber mit dem föderativen Zusammenschluß der Kulturstaaten zu einem die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Berücksichtigung der Lebensmöglichkeiten garantierenden Rechtsverband aufzukommen. Der Geist der Berufserfüllung mit Pflichttreue, der sich in den Berufsgenossenschaften der Einzelstaaten verkörpert wird, muß auch Stab und Stütze der völkerumspannenden Weltordnung werden. Dies ist das Völkerevangelium, das in tausend Zungen gepredigt werden muß, bis der Höllegeist der Vergewaltigung mit seinem letzten Dämon ausgetrieben sein wird. Ist dann der Krieg und die soziale Not verschwunden, so ist die Erde damit immer noch nicht zum Paradies umgeschaffen. Wieviele furchtbare Krankheiten werden der Kunst der Ärzte spotten und verheerend über die Lande zieh'n! Wieviel Schuld der Menschen wird nach wie vor das Leben erschweren und verbittern und doch — man wird dann wieder anfangen zu hoffen, daß die Erde noch einmal das werde, wozu sie von Anfang an bestimmt war: zum würdigen Wohnplatz des Geistes! Und wenn man fragen wird, wer hat die Breishe in der Zukunft Land hinein gelegt, so wird die Antwort sein: die Weltverbesserer!"



Im Feld des Morgens früh . . .

Eine Soldatengeschichte von Cajetan Vinz. (Schluß.)

Durch die Blätter des Waldes rieselten die Töne und die Worte. Deutlich vernahm der Herr Hauptmann den Sinn des Gesanges

Im Feld des Morgens früh,
 Eh noch die Rebel sanken,
 Die Reiter sie fallen und wanken.
 Es kämpft ein jung Husarenblut
 Auf schwarzem Roß mit ledem Mut
 Im Feld des Morgens früh.

Nun war es eine Weile still. Der Herr Hauptmann hörte, wie sein Köhlein die grünen Blätter kante. Und er trank wieder das wunderfame Liebesgeflüster der beiden jungen Menschen, die sich allein im Himmel glaubten. Dann hob das Singen von neuem an:

Im Feld des Morgens früh
 Der Mädlin wird so hange,
 Ihr wird so bleich die Wange.
 Ein junger Kriegsmann fällt vom Roß,
 Die Kugel ihm die Brust durchschob
 Im Feld des Morgens früh

Jetzt redete das Mädchen lauter: „Du, Lieber,“ sagte sie, daß der Herr Hauptmann auch das letzte Wörtlein verstehen konnte, „wie traurig ist das Lied. So weh tut es mir in der Seele. Immer muß ich denken, daß vielleicht auch du einmal gehen wirst, daß dich eine Kugel trifft und alles, alles ein Ende hat, ich ganz allein bin auf der weiten Welt.“

In der Stimme des Mädchens lagen die süßen Schauer des unterdrückten Schluchzens. Korporal Schwarm strich dem Kinde durch das seidene Haar und tröstete es. Er sagte ihm all die schönen Worte von seiner großen

Jugend und von Gott im Himmel, der nicht zulassen könnte, daß so viel Menschenglück in Brüche ginge. Er erzählte vom Vaterland, das so stark sei, daß keiner es wage, seinen Frieden zu stören. Und von dem lieben Bernerstädtlein redete er. Von der großen Brücke, die so mächtig über den Fluß sich schwingt, die so herrlich in die Berge schaut, wenn sie im heißen Abendglühn lodern. Und er malte aus, wie schrecklich es wäre, wenn eiserne Granaten sie zerstörten, wenn das Münster, das so rein in den Himmel ragt, in Flammen aufginge und wie eine Todesfadel der verlorenen Freiheit schwebte.

Und als er sah, daß sein geliebtes Mädchen zu zittern anfang, da deckte er ihr die bebenden Wimpern mit seinen Lippen und sagte nur noch ganz, ganz leise: „Ich glaube, daß es nie so schrecklich wird. Aber wenn das Unglück käme, so würden wir stark genug sein, um miteinander zu sterben.“

Das alles hörte der Herr Hauptmann auf seinem geduldigen Köhlein. Und er hätte noch lange gelauscht, weil ihm bei diesem Silberflüstern seine eigenen jungen Jahre wie glänzende Kugeln vor der Seele tanzten, aber die beiden ließen sich endlich gehen, nachdem sie sich noch versprochen hatten, heute abend um 8½ Uhr beim Bärengraben zu sein.

Ganz linde gab der Herr Hauptmann dem Tierlein die Schenkel, leise, leise trat es den moosigen Waldgrund und trabte eine kleine Weile später in die duftende Wiese hinaus. —

Am Nachmittag hatten die Aspiranten Exerzieren auf der Allmend. Wie ein grünes, glänzendes Meer lag sie vor der kleinen Schar, wie ein weites, reiches Land schloß sie der Wald mit hohen Bäumen ab. Darüber wölbte sich der reine Himmel. Nur ganz ferne lauschten zwei Wölklein, die und rund wie Kinderköpfe, in der Sonne glänzend wie taufrische Schneeballblüten. —

Der Herr Hauptmann war streng heute nachmittag. So pflegte er zu sein, wenn man den Morgen verfaulenz hatte. Die Gewehrgriffe klatschten und die Beine stampften den Boden. Taktschritt und immer wieder Taktschritt. Als hätte man ihn heute morgen zu wenig gut gemacht. Die Aspiranten schwitzten. Ihre Beine schmerzten, ihre Lungen keuchten. Jetzt sahen sie nichts von der Schönheit des Sommertages. Sie konnten sich nicht freuen an der Schafherde, die Kopf an Kopf mit viel Geduld auf der Wiese graste. Sie bemerkten das weiße Mädchen nicht, das mitten unter den Schafen ging, wie eine Hirtin aus längst vergangener Märchenzeit.

Der Herr Hauptmann aber sah und kannte den weißen Engel. Und das Teufelchen regte sich in seiner Seele. Er ritt auf die Herde zu, hielt das Köhlein ganz in der Nähe an und rief: „Sammlung!“ Und nun exerzierte er seine Zweiundzwanzig keuchenden, schwitzenden Aspiranten der Schafherde mit der königlichen Hirtin vor. Aber es wollte nicht mehr klappen. Beim Gewehrgriff war da einer zu rasch, dort einer zu langsam. Das Taktgefühl war vollständig verloren gegangen. In der Achtungstellung zwinkerte der mit seinen braunen Augen, schaute jener mit seinen wasserblauen wie ein verschüchtert Mädchen hin und her.

„Roß Hergott!“ fluchte der Herr Hauptmann und ritt auf schnaubendem Tiere mit gezogenem Säbel die Reihe auf und ab. Und glücklicherweise entdeckte er ein Schlachtopfer, das mußte nun für alle herhalten. „Korporal Schwarm, Sie kommen immer zu spät! Wo zum Teufel haben Sie Ihre Gedanken?“ — Dann wieder eine Drillbewegung und wieder ein Donnerwort, daß dem weißen Mädchen in den wolligen Schafen das rote Herzblut heiß zu Kopfe stieg: „Korporal Schwarm, wollen Sie die Augen stille halten! Fühlen Sie sich wesenverwandt mit jenem grafsenden Verei, daß Sie immer dort hinüberblicken? Sie können ja austreten und den idyllischen Hirtenbuben mar-